

Vorwort zur polnischen Übersetzung von „Der Flieger“, erschienen Oktober 2006 in Poznan unter dem Titel „Desperat“, verfasst vom Herausgeber und Präsidenten des Polnischen Schriftstellervereins in Poznan, Sergiusz Sterna-Wachowiak

Sergiusz Sterna–Wachowiak

### **Im Segelflugzeug gen Himmel**

In den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts notierte die europäische Presse lakonisch, dass sich der geniale, jedoch auch zügellose Sportpilot Ingo Schwoon auf dem Gelände des Flugvereins in Trier in die Luft gesprengt habe. Die Agenturmeldung über den Selbstmord des Prinzen der Lüfte inspirierte Rainer Wochele, Schriftsteller aus Stuttgart, fast zehn Jahre später zu seinem Roman *Der Flieger*, der 2004 vom Tübinger Verlag Klöpfer und Meyer herausgegeben wurde. Die Dramaturgie dieses „fürchterlichen Ereignisses“ verzauberte Wochele. Er verfolgte und bearbeitete es auf seine Weise, befreite es von Sensation und Tratsch, ergründete es mit meisterhaft beherrschten journalistischen Mitteln, durchdrang es mit um Erkenntnis ringender Aufmerksamkeit, unterwarf es einer eigentümlichen Psychoanalyse und meißelte das Ganze am Ende in wundervolle Sprache, die gleichsam nur für diesen einen Roman geschaffen scheint.

*Der Flieger* ist ein Requiem für Ingo Schwoon alias Richard Recknagel mit dem Wert eines dunklen, aber nicht unergründlichen Spiegels, der der Flugvereinsgemeinde und dem Städtchen Friedrichsburg am Neckar in Schwaben, wohin die literarisch umgestalteten Realien aus Trier und dem unschwer zu erkennenden Esslingen verlegt wurden, vorgehalten wird. Natürlich nicht, damit ein Schlüsselroman entsteht, sondern damit die Fabel die höhere Stufe der Universalität, Unabhängigkeit und Subjektivität eines Kunstwerks erreicht. Dem Wahnsinn des Piloten-Genies ist einzig und allein der „Wahnsinn“ des Schriftstellers gewachsen, der in seiner Jugend von der Beherrschung der Fliegerei träumte.

„Einer ist schon tot. Das Ende also steht fest am Anfang dieses Buches, dann kreist der Stuttgarter Autor Rainer Wochele noch einmal und wieder über dem Leben des Sprengmeisters und leidenschaftlichen Fliegers Richard Recknagel, zieht Fragezeichen durch fünf Jahrzehnte persönlicher und deutscher Geschichte, will wissen, ob

aus der Wolkenperspektive sichtbar werden kann, was zu dem Ende dieses Lebens führte. Ob dieses Ende vermeidbar gewesen wäre. Kindheitserinnerungen tauchen auf, Liebesszenen der gelebten und verhinderten Art, Intrigen. So wird einer lebendig, dem doch nicht zum Leben zu verhelfen war. Ein Text, in dem sich Düsteres mit Handfestem in einer erstaunlichen sprachlichen Schweben hält<sup>1</sup>. „Der schräge Vogel, der stets in bayerischer Tracht und mit Barett auf dem Kopf auftrat, war in seinem Flugverein umstritten, und allmählich kommt zu Tage, dass Recknagel mittels Intrigen in den Tod getrieben wurde. Spießig und intolerant geht es in der schwäbischen Gemeinde Friedrichsburg zu. So eigenwillig Recknagel ist, so eigenwillig ist Wocheles Sprache: Schillernd, Motive wiederholend, zweifelnd und insistierend. Man kann sich dem erzählerischen Sog, der mit der Explosion endet, kaum entziehen. Erst recht nicht, wenn man weiß, dass Wocheles kleiner, spannender Geniestreich auf tatsächliche Geschehnisse zurück geht<sup>2</sup>“.

Es lohnt sich, hinzuzufügen, dass die „Körperlichkeit“ der geschilderten Welt sowie der in ihr wirkenden Personen fast nie ihre Beständigkeit verliert, sogar scheinbar besser hervortritt, konkreter als in der Wirklichkeit, körnig und paradoxerweise kohärent, in Zeit und Raum sich abspielend, jedoch trotz alledem einheitlich.

Um so glaubwürdiger sind in *Der Flieger* nicht nur die körperlichen, sondern auch geistigen sowie psychischen, emotionalen, literarischen und schließlich metaphysischen Schichten oder Stufen der Wirklichkeit eingefangen. Es gelingt Wochele meist mit Erfolg, die intellektuelle, philosophische, alte und längst verworfene, heutzutage wieder aktuelle Opposition zur Körperlichkeit deutlich zu machen. Dies ist bei diesem Schriftsteller vor allem aufgrund seiner besonderen Erzählkunst möglich, in einer kunstvollen Sprache, die insbesondere geschaffen ist, damit in ihr unzählige Passagen entstehen zwischen den Geschehnissen und den psychischen Zuständen der daran Beteiligten, zwischen Gedanken und Worten, zwischen Zeichen und Bedeutungen. Passagen, die so geschaffen sind, dass Erinnerungen, Träume, Sehnsüchte, Geheimnisse, Pläne, Gefühle und andere Formen des inneren Lebens Richard Recknagels zwischen beiden Seiten hin und her pendeln – von der Körperlichkeit der geschilderten Welt hin zur Geistigkeit derselben und zurück zur Körperlichkeit.

Der Schriftsteller seinerseits erklärt: „Ich brauche Wirklichkeit, und da wird dann etwas Anderes draus. (...) Ich muss mich in den Strom reinwerfen, in meine kreative Thermik, und darauf bauen, dass sie mich trägt, dass die Sprache mich trägt<sup>3</sup>“. Die in diesem Roman stattfindende unaufhörliche, dynamische und vitale Durchdringung „dessen, was wirklich“ und „dessen, was sprachlich“ ist – so weit, dass diesem Spiel der Wert eines Weltbildes verliehen wird – fasziniert bei der

---

<sup>1</sup> Susanne Mayer, *Rainer Wochele: „Der Flieger“*, „Die Zeit“ 27/2005.

<sup>2</sup> Maske, *Rainer Wochele: „Der Flieger“*, „Klappe auf. Das Kulturmagazin der Region Karlsruhe“ 12/2004.

<sup>3</sup> Zit. nach: Gs, *Wie selbst geflogen. Der Stuttgarter Schriftsteller Rainer Wochele las auf der Kleinen Bühne Rottenburg*, „Rottenburger Post“ 7. November 2005.

Lektüre und Interpretation. Gerade diese Passage – verortet zwischen dem Wirklichen und der Sprache – erweist sich jedoch im Roman als einzige Möglichkeit zeitgenössischer Freiheit, d.h. frei ist heutzutage wieder nur der Schriftsteller, der Künstler. Andere Passagen des Wirklichen, sowohl körperlich als auch geistig, sind laut Wochele von der Gegenwart in Beschlag genommen, die mit ihrer neuerlichen Unreife, neuem Infantilismus, Konsumorientiertheit, Säkularisierung und so weiter die Altersschwäche der Menschheit und der Wirklichkeit verursacht.

Richard Recknagel ist das ergreifende Symbol der zeitgenössischen Kolonisierung der Freiheit des Menschen in seiner Welt, ein durch die allgemeine Kleinheit aller Dinge, unseres Glaubens, unserer Hoffnung und Liebe, gefesselte Flieger. Obwohl zugleich ein selbstgefesselter Mensch, macht ihn sein besonderes Freiheitsempfinden, ein Gemisch aus Individualismus, Biografie, Persönlichkeit und Lebenserfahrung, zur Gefahr und unannehmbar für seine Umgebung.

*Der Flieger* wurde in seinem deutschen Herkunftsland wohlwollend von der Kritik gelesen, ganz zu schweigen vom großen Interesse der Leser sowie der Sportflieger. Wie es sich gehört, begann der Verlag mit der Ankündigung: „Rainer Wochele gelingt mit dieser kunstvollen Novelle eine komplexe Beziehungs- und Intrigen-Geschichte: eine Art raffinierter Seelenkrimi, in dem die deutsche Nazi-vergangenheit scharfe Schatten wirft. *Der Flieger*, das ist ein Drama um Lebensleidenschaft und Lebensängstlichkeit. Und ist auch eine große blinde Liebesgeschichte. Die Geschichte von der Liebesleidenschaft zur Fliegerei“<sup>4</sup>. Danach kam die Zeit der Rezensionen und Interpretationen der Kritiker. „In Rainer Wocheles Novelle *Der Flieger* wird der Leser zum Detektiv,“ schreibt Christiane Matter, „der die Spurensuche des Erzählers über den spektakulären Selbstmord eines Hobbyfliegers eigenständig rekonstruieren muss. Was macht einer unmittelbar vor seinem Selbstmord? Was passiert in der Stadt, wie nehmen die Freunde und Widersacher den Moment wahr? Wochele, ein genauer Beobachter, lässt den Leser mitfliegen – über die Schwäbische Alb, aber auch in die Psyche der am Todesfall Beteiligten. Jeder Figur verleiht der Autor die passende Sprache und gestaltet sie unnachahmlich plastisch, sodass der gesellschaftliche Mikrokosmos einer schwäbischen Kleinstadt liebevoll und zugleich karikaturistisch gemalt entsteht“<sup>5</sup>.

Matter betrachtet schon die erzählerische Methode des Schriftstellers als interessant, „dieses literarische Ermittlungsverfahren“, wie sie der Literaturwissenschaftler Mario Andreotti bezeichnete. Wochele gibt den traditionellen Romanaufbau mit seiner knappen Erzählweise, die zu Höhepunkt und plötzlicher Wendung (Peripetie) führt, zugunsten innovatorischer Erzähltechniken auf. Das Leben Recknagels wird hier in kleine Fragmente zerteilt, die nicht in chronologischer Reihenfolge er-

---

<sup>4</sup> Rainer Wochele, „*Der Flieger. Eine Novelle*“, die Herausgabe des Romans ankündigende Verlagsbroschüre, Klöpfer und Meyer, Tübingen 2004.

<sup>5</sup> Christiane Matter, *Der Flieger will nicht mehr. Ein ungewöhnlicher Krimi von Rainer Wochele*, „Tagblatt“ 23. Mai 2005, S. 22.

scheinen, und desgleichen treffen wir in den Erzählverlauf eingeflochtene Rückblenden und scheinbar widersprüchliche Fragmente an. Wenn Matter anmerkt, dass der Schriftsteller, um uns die innere Logik der Hauptfigur zu veranschaulichen, ein weiteres Erzählfragment in leicht veränderter, etwas erweiterter Version wiederholt, erinnert das an Tadeusz Peipers Definition des „aufblühenden Gedichts“, eine literarische Form, mit der die Architektur des Romans *Der Flieger* wesentlich verwandt scheint. Die sich langsam entwickelnde Handlung bildet einen Kontrast zur vollen Spannung des Ereignisses, das der Leser sich so schnell wie möglich aneignen möchte.

Die Konstruktion des Romanerzählers betrachtet mit Interesse der Literaturwissenschaftler Hermann Kinder aus Konstanz, und er schreibt dem Autor in einem Brief: „Ich bin angetan von diesem souveränen Erzähler, der in den Figuren steckt und als Marionettenmeister sichtbar bleibt, der sein Arrangement offen legt und dadurch ungekünstelt kunstreich Spannung schafft, Handlungen verknüpft, Leit motive hineinwebt, ein Aufdecker der Geheimnisse ist und zugleich ein Geheimnisschaffer, weil es eben letzten Endes nichts restlos zu klären gibt. Dieser Erzähler zwischen Figuren und Leser schafft eine fast mündliche Erzählsituation (sozusagen «am Kamin»), die ich sehr lese-geschickt finde und dem Thema (ich weiß es – wir wissen nichts) sehr dienlich. Und wie der Erzähler im Einzelnen erzählt, gefällt mir ausnehmend. Erst dachte ich, der ich Liebhaber strikten Erzählens (bei mir selbst) bin: zu viele Wiederholungen. Aber sehr bald merkte ich, dass dies einen Ton schafft, der Bedingung für die fingierte Mündlichkeit ist. Die wiederum den erzählerischen und eben humanen Pakt zwischen Figur(en), Erzähler und Leser schafft. (...) Mich hat dieser Ton manchmal (!) an Günter Grass erinnert, manches am Stil (die Wortstellungen, die Zuspitzung einer Situation auf eine Nomenneuerfindung) ebenso wie auch an Martin Walser. Du bewegst Dich, anders gesagt, in Deiner eigenen Weise auf dem Niveau der großen Gruppe-47-Erzählkunst. (...) Die leichte Ironie gehört dazu, die ausgewählt «sinnlichen» Attribute, die einprägsamen Bilder, das Raffinement der Wiederholungen”<sup>6</sup>.

Hier muss man mit Dorothea Dieckmann, der Rezensentin der Neuen Zürcher Zeitung, hinzufügen: „Fragend, in konzentrischen Kreisen nähert sich der Erzähler dem Geschehen, scheinbar sorglos zwischen den Perspektiven, den Zeiten wechselnd, Unscheinbares zusammentragend, Erzählversionen varierend und trotz solcher Puzzlearbeit die Spannung stetig hochtreibend, je tiefer er in die Gefühlsökonomie der Akteure eindringt. Die Plausibilität, die Wochele durch diese vorsichtige Ermittlung erreicht, verdankt sich der Genauigkeit, mit der er am Unbewussten arbeitet. Es umfasst, gänzlich unaufdringlich, die verdrängte Nazivergangenheit genauso wie das Psychogramm des Fliegers”<sup>7</sup>.

---

<sup>6</sup> Hermann Kinder, Brief an Rainer Wochele, datiert „Konstanz, 11. Juli 2005“; zit. nach dem im Archiv des Empfängers befindlichen Original.

<sup>7</sup> Dorothea Dieckmann, *Richard Recknagels Fall in die Wirklichkeit. Rainer Wocheles Novelle „Der Flieger“*, „Neue Zürcher Zeitung“ 16. Februar 2005, Nr. 39, S. 37.

Die Präzision der Novelle, die erzählerische Konsequenz und die Disziplin der literarischen Form wie auch die mit allem harmonierende Genauigkeit, Frucht der Vorsicht des Schriftstellers und seines journalistischen Handwerkszeugs, schränken umgekehrt paradoxerweise die Vorstellungskraft, Sprache und Freiheit des schriftstellerischen Schaffens nicht ein. Die Kraft der literarischen Schöpfung stellt im übrigen sicher, dass *Der Flieger* als moderne Erzählung mit integrierter Novelle, Reportage, „aufblühendem Gedicht“ oder Requiem nicht als Spiel der Formen oder Gattungen erscheint, sondern den wahrhaftigen Ausdruck und das Ausdrucksspektrum der Geschichte Richard Recknagels erlangt. Es scheint im Übrigen, dass sich *Der Flieger* in diesem Punkt rasch jenen Ereignissen deutschsprachiger Prosa anschloss, die Ereignisse in der deutschen Literatur sind und – wie vor kurzem geschehen – unerwartete, innovative Möglichkeiten künstlerischen Schaffens zeigen.

Vivien Moskaliuk bemerkt: „Kein Strang ist diese Handlung, eher ein locker gewobener Zopf mit Schlaufen, mit Loopings, die rasend schnell den Kurs verlassen, tief eindringen in die Nebenhandlung und unmerklich sich wieder einfügen ins Geschehen. Man fühlt sich dennoch sofort zu Hause in diesem Gespinnst aus kühlen Fakten und warmem Leben, aus Wirklichkeit und Fiktion. Die Figuren leben. Und ein wenig erinnert die Stimmung an Friedrich Dürrenmatts *Der Richter und sein Henker*. Alles ist erfüllt von unterschwelliger Spannung, die sich einschleicht in die Normalität des Lebensprozesses. «Ich springe hinein in die Geschichte», meint der Autor<sup>8</sup>. Und weiter: „Wochele ist heute freier Schriftsteller, er krempelt die Ärmel hoch, überblättert einen Stoß Seiten. Er liest von der «Ameisenkniehöhe», schwelgt in Fliegerlatein, verklammert kunstvoll Lebensangst und Leidenschaft, Schuld und Sühne, rollt ein Leben auf. Antworten gibt er keine: «Der Schriftsteller ist manchmal ein kleiner Herrgott, aber alles kann er nicht». Der letzte Satz im Buch: «Was wissen wir voneinander?». Eine Frage. Genau wie zu Beginn<sup>9</sup>“.

Dem „Fliegerlatein“, zeitgenössischer deutscher Umgangssprache, gesprochen und geschrieben, der Sprache biblischer Psalme, Polizeiprotokolle, des inneren Monologs, der Psychoanalyse, Zeitungen usw. schließen sich in *Der Flieger* zusätzlich „mitgehörte“ Sprachen stark differenzierter menschlicher Individuen sowie Dialekte, das Bayrische und das Schwäbische, an. Das lebendige „Fleisch“ der Prosa steht paradoxerweise nicht im Gegensatz zur „eisernen“ formalen Disziplin. Welch beträchtliche Herausforderung für den Übersetzer!

*Der Flieger*, dieser „Seelenkrimi“<sup>10</sup>, „die schonungslose Analyse eines Verzweiflungsaktes“<sup>11</sup>, ist zudem noch etwas anderes als ein objektives, auf jeden Fall als nicht direkt kommentiertes und nicht unmittelbar gewertetes Bild alltäglicher

<sup>8</sup> Vivien Moskaliuk, *Der Flug in den Tod. Rainer Wochele stellt in Leinzell sein Buch „Der Flieger“ vor*, „Schwäbische Post“ 16. April 2005.

<sup>9</sup> Ibidem.

<sup>10</sup> Gs, *Wie selbst geflogen*, op. cit.

<sup>11</sup> Dieter Lintz, *Requiem für einen Flieger*, „Trierischer Volksfreund“ 6. Dezember 2004, Nr. 285, S. 5.

– am deutschen Beispiel – europäischer Gemeinschaft, die „der geistigen Sphäre entgleitet“ und „im Materialismus versinkt“. Rainer Wochele, Autor der Roman- und Erzählbände *Absprung* (1979), *Heißhunger* (1982), *Schrittwechsel* (1983), *Das war Hörbie Hoffmann* (1987), *Schwarzwaldkrokodile* (1988), *Kopfhörer* (1997), *Das Mädchen, der Minister, das Wildschwein* (2001), ist seit Beginn seiner schriftstellerischen Karriere in besonderer Weise prädestiniert für die achtsame, vorurteilslose Beschreibung der außerliterarischen Wirklichkeit. Und mehr. „Bald fünfzehn Jahre ist es her, dass in deutschen Lektorenbüros und Schriftstellerklausen wieder einmal nach einer literarischen Verjüngungskur gerufen wurde,“ schreibt Dorothea Dieckmann. „Welthaltigkeit und Wirklichkeitsnähe sollten des Gedankens Blässe heilen, satte Fakten ins trockene Schreiben einfließen, die Methoden des Journalismus der lahmen Phantasie auf die Sprünge helfen. Solche Rezepte – Zeichen von Ermüdung angesichts der irreversiblen Erkenntnis der Moderne, dass keine Realität ausserhalb unserer Wahrnehmung existiert – kehren periodisch wieder, ändern jedoch nichts an der Tatsache, dass das Leben kein Schreibseminar, sondern bloss der Stoff ist, aus dem Texte und Träume erst gemacht werden müssen, vom Liebesgedicht bis zum Agentenroman. «Es war, als hätt’ der Himmel / Die Erde still geküßt, / Daß sie im Blütenschimmer / Von ihm nur träumen müßt’ ...». Diese wunderbar verstiegenen, ach so wirklichkeitsfernen Verse Joseph von Eichendorffs geben das Motto eines Buches, dessen Handlung gewiss auf einer authentischen Vorlage beruht – nicht nur weil sein Autor Rainer Wochele Lokaljournalist der «Stuttgarter Zeitung» war, sondern weil er allenthalben kenntlich macht, dass Ort und Zeit, Verlauf und Personal seiner Geschichte diesseitiger, alltäglicher und gewöhnlicher nicht sein könnten. Erst in der novellistischen Verdichtung finden das Originelle und das Exemplarische zu einer «unerhörten Begebenheit» zusammen, die dem scheinbar zufälligen Ereignis die Signatur eines «klassischen Falles» gibt<sup>12</sup>.

Die Beschreibung außerliterarischer Wirklichkeit ist jedoch in den Kunstwerken des Stuttgarter Prosaisten, besonders in *Der Flieger*, so meisterhaft getreu – nennen wir diese Art von Loyalität des Schriftstellers gegenüber der Wirklichkeit episch –, dass sie nicht nur der Suggestivität des Ausdrucks dient, sondern zum zutreffenden Auslöser der Reflektion des Lesers wird, der vom Autor in eine Art innere Aufruhr und Unruhe angesichts unserer heutigen, ohne Schleier hervorgehobenen Welt versetzt wird.

Das Segelflugzeug in der Rolle als Vehikel unseres inneren Lebens, die Religion der Fliegerei, Stossgebet und Gebet des Menschen, nicht den Himmel suchend, sondern die Therme, die Richtung Wolken trägt in dieser post-Nietzsche’schen Welt, in der Gott tot ist, das ist so oder anders, grotesker Ersatz für die „geistigen“ Zeiten, in denen der Himmel sich von der Erde abhob und der Kuss des Himmels nur eine Metapher für die „ach so wirklichkeitsfernen Verse“ des Poeten ist. Die Romanhelden Wocheles erinnern an die Monaden Leibniz’, die, anders als beim Philosophen, im Roman ab und zu „Fenster“ und „Türen“ einen Spalt weit öffnen, sich

<sup>12</sup> Dorothea Dieckmann, *Richard Recknagels Fall in die Wirklichkeit*, op. cit., S. 37.

in Wirklichkeit jedoch als geistige und ihre Mitmenschen als körperliche Wesen wahrnehmen.

Richard Recknagel, unser Zeitgenosse, erscheint im Roman als einzige Monade auf dem Weg zur Menschlichkeit. Außer ihm ist Friedrichsburg von konkreten und körperlichen Monaden bewohnt, sprachlich differenziert, individualisiert, dessen ungeachtet zutreffend vom Autor „eher Typen als konkrete Personen“ genannt, obwohl es vollblütige, ausdrucksstarke, farbige Personen sind. Versteckt sich dahinter eine Anschuldigung oder zumindest Zweifel an – um mit den Worten Norwids zu sprechen – ihrer ganzen Menschlichkeit? Mit Sicherheit. Richard Recknagel findet Menschlichkeit in keinem der Winkel der Erde, die er mit dem Ziel, sich selbst zu verstehen und zu überleben, durchstreift. Im Kreise der Freunde und Bekannten, die nicht in der Lage sind, Menschlichkeit, d.h. Empathie, zu erreichen, im Kloster, wo die Religion des Pater Ansgar bereits eher Kunst ist, im Bereich der Liebesangelegenheiten, wo die Ehe als Sklaverei und das außereheliche Verhältnis als Unbequemlichkeit behandelt wird, in der eigenen Biografie, also Vergangenheit, die von einer Galerie Gefühlskrüppel bewohnt wird, die, psychisch zerstört und unerfüllt, späte Faschismus- und Kriegsopfer sind.

Im Übrigen ist Richard Recknagel aus dem Blickpunkt der ihn umgebenden Figuren ebenfalls „nicht zu ertragen“. Der verzweifelte Pilot, Sprengmeister im Steinbruch, ein Draufgänger und Alkoholiker und, was wohl nur für ihn von Bedeutung und ein Trauma sowie verwehrte Selbsterfüllung ist, ein halbjudischer Bankert ist, der für „bessere Zeiten“ im faschistischen Heim Lebensborn bei Hamburg aufbewahrt wurde. In einer solchen Welt fehlender echter Liebe, Hoffnung und Glaube, zu Zeiten des Nichterscheinen Gottes, harret die Erde nicht einmal mehr eines neuen Himmelskusses, und dem Menschen bleibt als letzter Ausweg nur der Selbstmord. Wenn ihm der letzte Ersatz dafür, wer er wirklich ist, weggenommen wird: das Segelfliegen.

Den Schriftstellern und Meisterwerken, die Kontexte und Befragungen von Rainer Wocheles *Der Flieger* herstellen, füge ich jetzt *Der kleine Prinz* und seinen Autor, Antoine de Saint-Exupéry, bei. *Der Flieger* und *Der kleine Prinz* sind versteckte Traktate über die Vergänglichkeit, den Tod und die Bestimmung des Menschen in einer Welt, in der Gott im Menschen starb, jedoch nicht unbedingt im Himmel. Obwohl die Hoffnung, niedergeschrieben am Ende von *Der kleine Prinz*, schwierig ist, ist sie in *Der Flieger* gar nicht mehr möglich. In diesem Sinn kann Wocheles Roman als furchtbare Antwort auf die Frage in *Der kleine Prinz* klingen.

Bei Saint-Exupéry: „Und wenn ihr zufällig da vorbeikommt, eilt nicht weiter, ich flehe euch an – wartet ein bisschen, gerade unter dem Stern! Wenn dann ein Kind auf euch zukommt, wenn es lacht, wenn es goldenes Haar hat, wenn es nicht antwortet, so man es fragt, dann werdet ihr wohl erraten, wer es ist. Dann seid so gut und lasst mich nicht weiter so traurig sein: schreibt mir schnell, wenn er wieder da

ist...“<sup>13</sup>. Obwohl er nicht zurückkehrte und jemand beschloss, darüber einen Roman zu schreiben: die Erde stirbt ohne Himmelskuss. Bei Wochele: „Kinder zu Fasching, Fasnet sagt man neckarnah, Fasching im Bayerischen, Kinder, Rotes um den Kopf wie Seeräuber, wie Indianer, die Kinder im Dorf am See damals, immer so dürftig mit Selbstgebasteltem kostümiert, er immer mit Goldpapierkrone: Recknagel hatte nun Rotes um den Kopf, die verknotete Sprengschnur, in der Sprengkapsel und Zündpille steckten, von denen Drähte wegliefen zur Zündmaschine, die er in Händen hielt und in der bereits Strom wartete. Dann blieb ihm das Pfeifen weg. Und während er die Kurbel umsteckte auf die vordere der beiden Öffnungen, begann er zu reden. Ansgar sprach er an mit halblauter Stimme, die «lieben unzuverlässigen, zuverlässigen Freunde» sprach er an, die «lieben hassenswerten sympathischen Feinde» sprach er an mit halblauter Stimme, und dann sagte er, dass des Menschen Tage eben wie Gras seien, der Mensch blühe wie eine Blume des Feldes, «fährt der Wind darüber, ist sie dahin, der Ort, wo sie stand, weiß von ihr nichts mehr», so der hundertdritte Psalm, sagte er. Und dann drückte Richard Recknagel mit der Übung des Mannes, der dies als Sprengmeister viele Male getan hat, die Kurbel nach vorn”<sup>14</sup>.

*Suchy Las, 3. September 2006*

Übersetzt von Nicole Krohn

---

<sup>13</sup> Antoine de Saint-Exupéry, *Der kleine Prinz*, Übersetzung Grete und Josef Leitgeb, Düsseldorf 1999, S. 125.

<sup>14</sup> Rainer Wochele, *Der Flieger. Eine Novelle*, Klöpfer & Meyer, Tübingen 2004, S. 231-232.